Kloster Wendhusen

Roman von W. Heimburg

(10. Fortsetzung.)

Herzzerschneidend klang diese weiche, überzeugende Rede durch das stille Zimmer.

„Schau doch, Therese“, fuhr sie hastig fort, „Du weißt ja gar nicht, wie lieb Dich Robert hat, wie seine Mutter! O, wie oft war ich eifersüchtig auf Dich, wie manchmal habe ich geweint, wenn er sich zu Dir wandte —! O, laß nach so langen Jahren den alten Haß vergessen sein, sieh', sieh', meine Haare sind weiß geworden, seitdem wir uns nicht gesehen, es liegen harte, erbarmungslose Jahre dazwischen; laß es genug sein! Gieb mir die Hand, Therese, mein Robert war es nicht, o nein, wie kannst Du so etwas denken?“

„Mutter, schone sie“, hörte ich Gerhardt leise sagen, „noch lebt Joachim; Du kannst sie tödten mit solchen Worten.“

Ich ertrug es nicht mehr und lief hinaus; als ich die Thür schließen wollte, hörte ich einen gellenden Schrei:

„Robert! Robert!“ —

Tante Edith rief es.

Wie gejagt floh ich den Korridor entlang nach unserm Zimmer; ungestüm öffnete ich die Thür. Mir war es, als zerreiße das gewaltige Leid meine Brust, wenn ich es nicht hinausschreien könnte; aber mein Mund blieb stumm. Dort in der Mitte des großen Gemaches stand Charlotte, und vor ihr auf den Knieen, das Gesicht in beiden Händen geborgen, lag Robert.

Helles Sonnenlicht fluthete durch die hohen Fenster und umwob die schlanke Mädchengestalt wie mit einem Glorienschein; da draußen zertheilten sich eben die Wolken und goldener Glanz flog über die herbstlich bunten Wälder — hier innen war es dunkle, schaurige Nacht geworden.

„Rühre mich nicht an!“ schrie Charlotte jetzt unheimlich gellend auf und wich zurück, als Robert ihr Kleid ergreifen wollte. „Geh'! Geh'! ich kann, ich darf Dich nicht sehen!“

Da sprang er heftig empor und schritt wankend bis zur Thür. Noch einmal wandte er sich um, unsagbar traurig blickten seine Augen zurück.

„Charlotte!“ klang es flehend herüber.

„Geh'!“ wiederholte sie tonlos und ihre Hände streckten sich wie abwehrend gegen ihn aus. Da flog die Thür dröhnend hinter ihm ins Schloß und lautlos sank Charlotte zu Boden.

Im nächsten Augenblick war ich bei ihr.

„Charlotte, was thatest Du?“ rief ich weinend, meine Arme um sie schlingend. „Ruf ihn zurück, laß ihn nicht so fortgehen, sage ihm wenigstens ein einziges gutes Wort!“

Aber sie stieß mich heftig zurück und richtete sich empor:

„Er wird sterben, Joachim, und ich bin seine Schwester!“ —

Wie ein heiserer Schmerzensschrei klang dieses letzte Wort.

„Seine Schwester!“ murmelte sie noch einmal, die Hände vor das bleiche, gänzlich entstellte Gesicht legend.

Und als es Abend ward, da wehte es unheimlich durch die dämmerigen Gemächer des alten Klosters — Joachim war gestorben.

Dann fuhr rasch ein Wagen in die sinkende Nacht hinein; im Aebtissinnenhause aber flog klirrend ein Fenster auf, ein blonder Mädchenkopf bog sich hastig hinaus und schaute mit brennenden, thränenlosen Augen dem Gefährte nach. Der letzte rothe Schein der Abendsonne fiel durch die halbentlaubten Aeste der Bäume, so intensiv roth und purpurn wie das Blut, das zwischen ihnen geflossen und das sie scheiden mußte für alle Zeiten, die Beiden, die sich kaum gefunden.

10. Kapitel.

Das Begräbniß war vorüber, der Duft strenge riechender Blumen und der Orangerie, die um des Todten Sarg gestanden, verflog durch die alterwärts geöffneten Fenster, und ein Wagen nach dem andern fuhr mit seinen schwarz gekleideten Insassen wieder fort; es waren meist die Gutsnachbarn gewesen, aber auch einige von den Verstorbenen Kameraden; freilich hatte man von dieser Seite nur eine sehr geringe Theilnahme bezeigt.

Tante Edith saß in ihrem Sessel am Schreibtische noch genau so thränenlos und starr, wie an dem Unglückstage selbst; Charlotte und sie hatten sich noch nicht gesehen.

Gerhardt war öfter bei uns eingetreten in dieser schweren Zeit, aber Tante hatte kaum Antwort gegeben auf seine theilnehmenden Fragen, sie berührte weder Speise noch Trank; es war ein jammervoller Zustand.

Ich wußte, daß die Damen aus der Villa bei den Trauerfeierlichkeiten zugegen gewesen waren, ich hatte aber ruhig bei Tante Edith gesessen. Nur drängte es mich, Charlotte zu sehen, und da Tante unbeweglich mit geschlossenen Augen verharrte, und es mir trotz aller möglichen Versuche nicht gelingen wollte, auch nur einen Blick von ihr zu erhalten, so stahl ich mich leise aus dem Zimmer, um vielleicht ein paar Worte mit Charlotte sprechen zu können; auch ich hatte sie seit jenem Abend nicht wiedergesehen.

Als ich den Korridor hinunterschritt, um nach dem Aebtissinnenhause zu gelangen, stieg eben Ferra die beiden Stufen empor. Sie war in einer tief schwarzen, schleppenden Wollrobe, ein schwarzer Spitzenschleier lag auf dem üppigen Haar, das golden durch die düstere Umhüllung leuchtete; an der Hand führte sie ihr kleines Söhnchen. Es war zum ersten Male, daß ich Mutter und Kind zusammen erblickte: der reizende Junge mit dem blonden Lockenköpfchen trippelte zierlich neben ihr her in seinem weißen, mit einer mächtigen schwarzen Schleife dekorirten Kleidchen; am Arme trug er einen Kranz von späten Rosen, die ihre prachtvollen, mattgelben Kelche schwer herniederhingen.

Ich trat zu Ferra und fragte nach Charlotte. Sie hob den Kopf und sah mich an; auch nicht die leiseste Spur einer Thräne hatte die schönen Augen geröthet; es lag in ihrem Gesichte ein Ausdruck, der grell mit ihrem verzweifelten Gebahren am Sterbetage kontrastirte; sie sah völlig getröstet aus.

„Charlotte ist in der Bibliothek oder im weißen Saal“, antwortete sie; „es wäre sehr vernünftig, sie nähme sich ein wenig mehr zusammen, aber es ist nicht möglich, ein gescheites Wort mit ihr zu sprechen, nicht einmal zur Gruft will sie mich begleiten; versuchen Sie es mit ihr. — Komm' mein süßer Liebling, wir wollen Onkel Joachim Blumen bringen.“ Sie nickte mir zu und ging weiter.

„Zu Onkel Joachim gehen!“ jauchzte der Kleine, während ich hinunter schritt und die hohe, braune Thür öffnete zu dem Zimmer, in welchem Joachim gestorben war. Erst heute hatte ich einen Blick für die Einrichtung desselben, es durchmaß die ganze Tiefe des Aebtissinnenhauses; der grüne Sammetvorhang schied es in zwei Theile; der vordere war zur Bibliothek eingerichtet, rings an den Wänden Büchergestelle von geschnitztem Eichenholz, mit zahllosen Bänden angefüllt; der Theil, in dem die Fenster sich befanden, bildete ein trauliches Herrenzimmer, welches Möbel enthielt, wie sie wohl zu Anfang dieses Jahrhunderts Mode gewesen waren, mit Bronzeverzierungen, eingelegten Kanten und gewaltigen, vergoldeten Löwenklauen, die sich trotzig auf den weichen, grünen Teppich stemmten.

Ueber dem großen Schreibtische hing das Bild einer Frau; es zeigte die strengen Züge Tante Therese's, in nichts gemildert durch den Schmelz der Jugend, der über dem regelmäßigen Antlitz lag; köstlich weiße Haut, rosig angehaucht wie Apfelblüthe, glänzend braunes Haar um das volle Oval, aber die Augen kalt und grau und die Lippen fest zusammengepreßt, wie noch heute.

Ich sah mich nach Charlotte um, fand sie aber nicht. Die Flügelthüren nach einem Nebenzimmer standen geöffnet, ich trat hinein; es war ein großer Saal, den ich überblickte, und hier war die Leiche aufgebahrt gewesen; Blumen lagen noch auf dem Parquet und massenhafte Kerzen flammten aus Gruppen von Palmen und Lebensbäumen, in deren Mitte der Sarg gestanden hatte. Von der Decke hing ein Kronleuchter herab; auch hier brannten die Kerzen und flackerten zu den schwebenden Engelsgestalten der reich ornamentirten Stuckdecke empor; eben so waren die weißen Wände überreich mit Stuckfiguren verziert; tanzende Nymphen, fischschwänzige Undinen und leichtgeschürzte Bachantinnen tauchten aus üppigen Blätterranken und zierlichen Arabesken auf, fast zu weltlich für den ehemaligen Gesellschaftssaal einer vielfrommen, hochwürdigen Aebtissin.

In der Fensternische stand unbeweglich eine schlanke schwarze Gestalt, die Stirn an die Scheiben gepreßt — Charlotte. Ich trat leise zu ihr und schlang den Arm um sie. Sie sah zu mir herunter; ich erschrak — was hatten drei kurze Tage aus dem blühenden, schönen Mädchengesicht gemacht? Um zehn Jahre schien sie gealtert, mit dem wachsbleichen Teint, den blassen Lippen und den erloschenen Augen. Sie setzte sich auf eine der gepolsterten divanartigen Bänke, welche in den Fensternischen standen, zog mich an sich und behielt meine Hand in der ihren.

„Mama ist mit Gerhardt nebenan“, sagte sie leise und deutete auf eine nur angelehnte Thür, „um Joachim's Verhältnisse ordnen zu helfen; es kam so ein ganzer Wust von eiligen Briefen. Es ist schrecklich, da liegt er kalt und bleich, und die Ueberlebenden müssen alle jene —“ Sie schwieg, als hätte sie schon zu viel gesagt.

„Du solltest hinübergehen, Mama“ hörten wir Gerhardt's tiefe Stimme, „es ist nichts für Dich, in jenen Sachen herumzusuchen; laß es mich allein besorgen.“

„Nein!“ erklärte sie kurz, „ich will sehen, wie weit es — gekommen war mit —“

„Mutter!“ Es klang so weich. „Das ist vergeben und vergessen, jetzt denken wir an das Gute, das ihm eigen war, an sein frisches, fröhliches Wesen, an die Verehrung, mit der er an seiner Mutter hing. Nicht wahr?“

„Ich will nicht“, erwiderte sie, ohne seine Worte zu beachten, daß Du Sorgen hast seinetwegen; was mir sein Leichtsinn noch gelassen hat von meinem Vermögen, steht Dir zu Gebote. Gieb mir die Briefe.“

„Ich danke Dir“, antwortete Gerhardt, „aber es würde einen zu großen Theil Deiner Einkünfte hinwegnehmen, es ist mehr als Du denkst.“

Während mehrerer Minuten blieb es still dort, nur das Knittern von Papieren unterbrach das Schweigen, dann ein kurzes, heftiges:

„Was ist das?“

Und gleich darauf ein befehlendes: „Gieb mir die Briefe zurück, ich will Klarheit haben! — Wechsel mit gefälschter — —?“

Die Stimme brach bei den paar letzten Worten, daß es schreiend und undeutlich von den Wänden wiederhallte.

Eine lange Pause entstand.

„Weiß ein Mensch, Gerhardt, weiß ein Mensch davon?“ fragte sie nun tonlos.

„Niemand liebe Mutter. Noch an demselben Morgen, als mir jener anonyme Brief zuging — Du weißt, ich gebe grundsätzlich nichts auf anonyme Anschuldigungen, aber hier kamen Umstände hinzu, die mir leider diese Angaben nur zu wahr erscheinen ließen. Ich nahm Joachim hierher und — aber laß es doch, Mutter, die Wechsel sind bereits in meinen Händen —.“

„Weißt Du auch, Gerhardt!“ schrie sie gellend auf, „weißt Du auch, daß ich Gott danken muß auf den Knieen, daß Er ihn hingenommen? Daß noch keine Mutter so unglücklich war wie ich? Allmächtiger Gott, ich danke Dir, daß Du die Schande nicht hast offenkundig werden lassen! Und der ist mein Sohn gewesen, den ich geliebt und gepflegt, auf den ich so stolz war? Um den ich beinahe wahnsinnig wurde vor Schmerz, als —“ das Letzte erstarb in wimmerndem Schluchzen.

„Er war jung, Mutter, verwöhnt, er hatte Unglück — es kommt so leicht, daß — —“

„Niemals!“ rief sie laut und schmerzlich. „Es darf nicht kommen, daß ein Mensch vergißt, was er sich, was er dem ehrlichen Namen seiner Eltern schuldig ist! Er ist ein Entarteter gewesen, der Erste in der langen Reihe seiner Vorfahren, er hat Schande auf sie alle gebracht, er — O, Du glaubst es nicht, Gerhardt“, fuhr sie leiser und hastiger fort, „was ich für Angst um ihn gehabt; meinst Du, ich hätte seit Jahren eine Nacht geschlafen vor Sorgen, wie ich seine Forderungen befriedigen sollte? Meinst Du, ich habe noch Steine in meinem Schmuckkasten?“ — Sie lachte laut auf, „Nichts! — Und doch, und doch —! Wie kam es mit dem Duell?“ fragte sie nach einer Pause.

Gerhardt schwieg einen Moment.

„Joachim hat Robert beschuldigt“, begann er darauf, „er sei der Schreiber eines anonymen Briefes gewesen. Robert wies die grobe Anschuldigung zurück und gab schließlich sein Ehrenwort, worauf Joachim die Achseln gezuckt hat. Die Folge war natürlich: Robert nannte ihn einen elenden Buben!“

„Und Joachim forderte ihn?“ unterbrach ihn Frau von Demphoff.

„Ja! — Etwas zur Besinnung gekommen, versuchte Robert, ganz gegen seine Grundsätze, die Sache gütlich beizulegen, aber vergebens. Leider erfuhr ich zu spät davon, ich hätte sonst mit Aufgebot aller Mittel das Duell zu verhindern gesucht. An Ort und Stelle haben Robert sowohl wie die Sekundanten noch einmal Alles gethan, um einen gütlichen Vergleich herbeizuführen, den Joachim aber in einer Weise unmöglich machte, welche unter Kavalieren keine Wahl mehr gestattet. Mit den Worten: „Gut denn, ich that das Mögliche“, fügte sich Robert und wurde im ersten Gange von Joachim leicht am Arme verwundet, nachdem er selbst absichtlich über den Kopf seines Gegners hinweg geschossen hatte. Im zweiten Gange feuerte Joachim, erbittert über die ihm bewiesene Schonung, ohne das Kommando abzuwarten, aber auch ohne Robert zu treffen, welcher sehr ruhig seine Waffe hob, in der Absicht, den gefährlichen Gegner nur so weit zu verwunden, um ihn unschädlich zu machen. Robert ist ein vortrefflicher Pistolenschütze, aber in demselben Augenblick, als sein Schuß fiel, hatte Joachim einen Schritt zur Seite gethan und sank sofort zu Boden.“

„Gott hat ihn zur rechten Zeit hingenommen“, unterbrach die Frauenstimme kalt, fast grausam. „Ich will nun wissen, wie viel ich herzugeben habe, um ihm wenigstens vor der Welt ein unbescholtenes Andenken zu sichern. Was ich besitze, steht zur Verfügung, Gerhardt; wir werden uns einschränken, Ferra, Charlotte und ich — heute Abend erwarte ich Deinen Bericht.“

Sie stand plötzlich in der Saalthür wieder hoch aufgerichtet und stolz; sie sah uns nicht, ihre Augen hingen an der Stelle, wo der Sarg gestanden; dann schritt sie hinüber und begann eine Kerze nach der andern zu löschen; ein bitteres Lächeln spielte dabei um ihren Mund.

„Lorbeeren!“ sagte sie ironisch, „es ist Alles Lüge im Leben, Alles —“

Angstvoll barg ich mich hinter der Gardine, während Charlotte regungslos verharrte, nur ihre Augen folgten dem Thun der Mutter. Auf einem Stuhle lagen Helm und Säbel des Verstorbenen; die dunkle Frauengestalt betrachtete düster sinnend jene Ehrenzeichen, die den Sarg des Offiziers geschmückt hatten, dann ging plötzlich ein Wanken durch die hohe Gestalt, sie sank in die Knie vor jenem Stuhl und legte die Arme um den glänzenden Helm; wie liebkosend schmiegte sich ihre Wange an den kalten Stahl, und ein bitterliches Weinen scholl durch das stille Gemach — er war ihr zweifach gestorben!

Charlotte zog mich leise und hastig hinaus.

„Sie darf nicht wissen, daß Du sie gesehen hast, Lena.“

„Kommst Du nicht einmal zu Tante Edith?“ bat ich flehentlich.

„Sobald ich mich stark genug fühle; jetzt laß mich“, erwiderte sie und begann die Treppe in den unteren Stock hinabzusteigen.

„Willst Du in den Klostergarten?“ fragte ich; sie nickte, und so wanderten wir schweigend durch seine stillen Gänge, aber wie anders als sonst.

Dann stand Charlotte plötzlich still und griff hastig mit beiden Händen in das fast entlaubte Gebüsch, aus dem gleichwohl noch zahllose späte Windenblüthen leuchteten, als müsse sie sich festhalten. Von jenseits der Mauer klang eine frische Knabenstimme herüber:

Da flog ein wilder Falke
Hoch über mir dahin;
Falt, schaust Du meinen Liebsten,
Sag' ihm, treu wär' mein Sinn.

Wo Eichen steh'n und Buchen,
Da blüht Wildröslein roth,
Und soll ich Dich nicht lieben,
So gräm' ich mich zu Tod' —.

Da rollten auch über ihre Wangen die ersten schweren Thränen.

„Komm', bat sie, „ich will zu Tante Edith.“

11. Kapitel.

Wochen waren vergangen und der November hielt seinen Einzug mit einem prächtigen, großflockigen Schneegestöber, das lustig um die alten hohen Bäume des Parkes wirbelte. Durch die kahlen Zweige konnte man die weißen Mauern der Villa schimmern sehen, und hinter ihr erhoben sich, wie ein unveränderlicher grauer Hintergrund, die Berge; man hätte meinen können, es steige hinter dem grauen Hause ein schwarzes Gewitter empor.

Im alten Kloster sah es traurig aus; Tante Edith blieb wie im Schmerz erstarrt, und keine Liebkosung, keine Schmeichelworte schien sie zu bemerken; ich schmiegte mich zuweilen an sie, wie damals das Kätzchen, als sie wähnte, am unglücklichsten zu sein, aber heute vermochte nicht einmal ein Menschenkind ihr armes, krankes Herz zu rühren; sie strich höchstens einmal flüchtig über mein Haar. Seit einiger Zeit hatte sie zwar das Strickzeug wieder zur Hand genommen, aber sie besuchte weder ihre Armen und Kranken, noch mochte sie einen fremden Menschen sehen, und so kam es denn, daß ich bei Wind und Wetter durch das schmutzige Dorf schritt, in die Hütten der Armen trat und mich allmählich gewöhnte, mit ihnen zu verkehren.

Gottlieb war mein treuer Begleiter und schützte mich vor allzu großer Unverschämtheit, denn noch verstand ich es lange nicht, zu beurtheilen, wie viel und was helfen konnte.

Selbst ihren Kirchgang hatte Tante Edith eingestellt.

„Gott kennt mich doch nicht!“ sagte sie düster und strich mit der Hand ihre weißen Haare zurück. Das war eine traurige Zeit und wie oft habe ich mich in mein Zimmer geflüchtet und geweint vor Angst und Herzweh.

Von Gottlieb erfuhr ich erst nach vielen Tagen, wie es Robert ergehe, und ein Entsetzen ohne Gleichen packte mich, als er mir erzählte, daß Robert eine gerichtliche Strafe zu erdulden habe.

„O, mein Gott!“ rief ich, „er konnte ja nichts dafür, er hat es nicht gewollt.“

„Ja freilich! Aber das ist egal“, erwiderte der alte Mann, „Herr Berka ist am Abend des Sterbetages in die Stadt gefahren mit Herrn Gerhardt und hat sich selbst angezeigt und — ja was weiß ich es, wie es da zugeht —, Herr Berka hat ein halbes Jahr Festung bekommen.“

Ich schrie entsetzt auf —:

„Er sitzt im Gefängniß, in einem kalten, düsteren Verließ, ohne Licht, bei Wasser und Brod?“

„Es ist nicht so schlimm, Fräuleinchen, es ist nicht so schlimm“, beruhigte Gottlieb. „Er hat ein warmes Zimmer und darf spazieren gehen und essen, was er will; Gott behüte, er ist doch nicht im Zuchthause —.“

„Weiß Tante und Charlotte —?“

„Die Frau Tante gewiß, und Fräulein Charlottchen wohl auch, sie reden nur nicht davon.“

Arme Charlotte! Täglich kam sie zu einer bestimmten Stunde durch den Park und mit Ungeduld wartete ich dann am Fenster, bis ihre schlanke, schwarze Gestalt hinter der Biegung des Weges hervortrat; sie ging so müde jetzt, und jedesmal, wenn ich sie sah, war es mir, als sei das feine Gesicht noch schmaler und durchsichtiger geworden. Und wenn sie kam, dann setzte sie sich zu Tantes Füßen und sprach von gleichgültigen Dingen, während ihr doch die leidenschaftlichste Klage auf den blassen Lippen schwebte.

Gerhardt schien tief bekümmert über diese Veränderung; er theilte seine Zeit zwischen dem Geschäfte und der Schwester. Oft hielt sein leichter Wagen vor dem Gitterthor, um sie und mich spazieren zu fahren; dann vermied er sorgfältig den Weg einzuschlagen, dessen Wegweiser besagte: Nach Fölkerode 4 Meilen. Denn wußte er auch nicht genau, so ahnte er doch, daß Charlotte's Trauerkleider mehr einem süßen, gestorbenen Glück, als dem Bruder galten, und rührend war der große, stattliche Mann in seiner nimmermüden Aufmerksamkeit für das blasse, schöne Mädchen und die greisende Frau im alten Kloster.

„Ich danke Ihnen, Cousine“, sagte er eines Tages zu mir; „Sie sind gut und freundlich zu Charlotte; Sie glauben nicht, wie glücklich es mich macht, dies zu wissen.“

„O, ich kann ja gar nichts thun“, klagte ich.

„Sie thun schon genug; oder meinen Sie, ich hätte kein Auge dafür, zu bemerken, wie Sie Charlotte eine Blume bringen, ihr Geschichten aus Ihrer Heimath vorplaudern, Tante jeden Wunsch an den Augen ablauschen oder ihr ein Lieblingsgericht in der Küche bereiten?“

„O, das ist doch selbstverständlich!“ sagte ich, roth werdend; er hatte so warm gesprochen.

„Ganz gewiß, Cousine, aber es freut mich doch.“

Auch Ferra war einmal zur Tante gekommen, um der „Unglücklichen“, wie sie sich ausdrückte, einige theilnehmende Worte zu sagen. Sie erschien plötzlich wie ausgetauscht gegen früher, war von einer eleganten Sicherheit und dabei die überzärtlichste Mutter geworden, die man sich denken konnte. Während sie früher sich in Klagen erging, was aus dem Jungen werden sollte ohne jegliches Vermögen, sprach sie jetzt mit einer wahren Begeisterung davon, wie gern der kleine Schelm Pferde habe und Kühe, und daß ganz gewiß ein tüchtiger Landwirth in ihm stecke. Und als ihn Gerhardt eines Tages auf den Arm hob und fragte:

„Was will der Junge werden?“

Da wurde des Kindes lachendes Gesicht ernsthaft und es sagte fast andächtig:

„Onkel Gerhardt!“

Ferra lachte überlaut, ob aus Verlegenheit oder Freude über des Kindes Antwort, war schwer zu unterscheiden; Gerhardt aber setzte den Knaben auf die Erde und ein eigenthümliches Lächeln spielte einen Moment über seine Züge.

Es war an einem schneeigen Novembertage, als sie diesen ersten Besuch im alten Kloster machte. Charlotte saß wieder zu Tantes Füßen und Gerhardt hatte eben versucht, diese für eine Weihnachtsbescheerung zu interessiren, die er zu veranstalten beabsichtigte; aber sie wehrte kurz ab.

„Nein, nein, Gerhardt, laß mich, ich mag keine Lichter und keine Freude sehen, Magdalene kann Dir helfen.“

Ich hatte mir eben ein paar Stühle in die Mitte des Zimmers gestellt, Garn darum geschlungen, und ging, es zu einem Knäuel aufwickelnd, nach Kinderart immer im Kreise um die Stühle herum.

„Ich will Ihnen helfen, Cousine“, sagte Gerhardt, und im nächsten Augenblick hielt er das Garn auf den auseinandergebreiteten Händen und saß vor mir in einem Sessel. Er lächelte dabei, und selbst über Charlotte's blasses Gesicht flog ein freundlicher Schein, als ich, vor ihm stehend, tapfer darauf los wickelte. Das ging freilich noch einmal so schön als vorher, aber dann war er ungeschickt und ließ einige Strähne fallen, und nun gab es ein Wirrsal. „Jetzt fassen Sie sich in Geduld, Vetter“, bat ich und beugte mich über das Garn; das Knäuel mußte wohl hundertmal durchgesteckt werden, und immer noch saß der Faden fest. „Mit Geduld und Zeit wird's Maulbeerblatt zum Atlasteid“, bemerkte Vetter Gerhardt scherzend, als er mir ansah, daß ich kribbelich wurde; er saß auch so gemüthlich dabei. Ich fühlte, mir stieg das Blut zu Kopf; „Geduld ist ein edel Kraut, wächst aber nicht in allen Gärten sagt Christine“, erklärte ich und riß ungeduldig an dem Garn.

„Dann muß es gepflanzt werden“ bemerkte Gerhardt unerschütterlich, „nur nicht so hastig, daß der Faden reißt!“

Ich bog mich beschämt noch tiefer herunter, dabei hatte ich wohl den Eintritt Ferra's überhört; ich sah erst auf, als diese dicht neben Gerhardt stand und ihre blitzenden Augen überrascht und befremdet von ihm zu mir flogen.

„Das ist ja sehr allerliebst und gemüthlich!“ sagte sie gedehnt, eine Idylle a la Voß; Mama sitzt drüben und wartet sehnlichst, daß Du ihr einen Brief an ihren Rechtsanwalt aufsetzen sollst, und Du — —“

„Und ich habe das bereits besorgt!“ ergänzte er, „und Mutter hat ihn schon längst zur Post geschickt.“

Sie drehte ihm unwillig den Rücken und wandte sich zu Tante Edith.

„Liebe Tante, ich sprach Dich noch gar nicht seit jenem Unglückstage“, begann sie und legte einen Augenblick ihre schlanke, weiße Hand auf den Arm der alten Dame, die eifrig strickte. Diese hielt mit der Arbeit inne und sah die schöne Frau wie fragend an.

„Du mußt Dich nicht so furchtbar grämen, liebe Tante“, fuhr sie fort; „es ist ja sehr traurig, wir Alle sind von dem Schlage noch ganz fassungslos, der arme Robert zumal — —“

Tante hatte schweigend ihr Strickzeug hingelegt und war aufgestanden:

„Ich weiß schon, Kind, ich weiß schon, was Du willst, aber laß mich, ich kann nicht davon reden.“

Und im nächsten Augenblick war sie in ihr Schlafzimmer gegangen und der kleine Riegel schob sich vor die Thür.

„Himmel! Tante thut gerade, als läge ihr Sohn da drüben“, murrte Ferra empfindlich. „Es ist ja, gelinde gesagt, fürchterlich jetzt in Wendhusen; kein Mensch redet ein vernünftiges Wort, Mama ist noch stummer und kälter wie je — mein Gott, es ist ja geradezu sündhaft, sich so gehen zu lassen, als ob uns der Herr mit Joachim Alles, Alles, genommen hätte.“

Während dieses Vortrages wickelte ich eben das letzte Garn von Gerhardt's Händen und sagte ihm ein freundliches:

„Danke schön!“

„Uebrigens Gerhardt, es ist gut, daß ich Dich treffe“, sprach Ferra eifrig weiter und hielt ihn am Aermel mit ihrer kleinen Hand. „Da sagte mir meine Anna eben, Du habest ihr gekündigt? Ich mußte laut lachen, aber die alberne Person sitzt und weint und betheuert, es sei doch so, der gnädige Herr habe ihr gesagt, zum nächsten Termin sei sie entlassen. Was ist denn das für ein lächerliches Mißverständniß?“

(Fortsetzung folgt.)

Ein Wunderwerk.

Mit größerem Rechte als die „sieben Wunderwerke“ des Alterthums kann die neue Hängebrücke über den Hudsonstrom, welche den Staat New Jersey mit der Stadt New York verbinden wird, als ein solches bezeichnet werden. Im Vergleich zu diesem „achten Weltwunder“ schrumpft selbst jenes großartige Werk der Ingenieurskunst, die von allen Besuchern der östlichen Metropole angestaunte Brooklyner Brücke, an Bedeutung zusammen. Seit Jahren ist die Hudsonbrücke geplant, die Ausführung aber immer wieder verschoben worden, bis jetzt endlich der Bau in Angriff genommen wurde, um möglichst rasch vollendet zu werden. Die Kosten der neuen Brücke werden sich in runder Summe auf zehn Millionen Dollars belaufen, aber in ihrer Vollendung wird sie einen glänzenden Triumph des technischen Fortschrittes bilden. Sie wird einen ganz neuen Typ des Brückenbaues darstellen. Auf vier gewaltigen Thürmen, halb Stein und halb Stahl, die sich vom Fundament gegen 800 Fuß hoch erheben und in ihrem Aussehen an den berühmten Eiffelturm in Paris erinnern, werden die acht Riesenkabel aus Stahldraht ruhen, die sich in graziöser Kurve über den mächtigen Strom schwingen und die beiden, 140 Fuß breiten Brückendecken mit stählernem Gitterwerk tragen. Die Brücke wird in Schienenwege für die elektrischen Straßenbahnen, Fahrstraßen und Fußpfade eingetheilt sind, und hunderttausend Personen werden sie stündlich passieren können, ohne daß Gedränge entsteht. Der Fußgänger muß stramm marschieren, wenn er in einer halben Stunde hinüber gelangen will. Wagen mit Pferdegespann werden zwanzig Minuten, Trollewagen fünfzehn Minuten dazu gebrauchen. Boulevards und Kunststraßen aus vier großen Counties in New Jersey und aus New York werden auf der Brücke münden. Jedes der Kabel vermag ein Gewicht von 40.000 Tonnen zu tragen, wird zwei Fuß im Durchmesser haben und aus Myriaden parallel liegender (nicht zusammengewundener) Drähte bestehen.

— Brasilien weist mindestens 22.000 auf seinem Boden einheimische Pflanzenarten auf.